

Das Portefeuille.

Romanette von Jean de Rou- verch.

Madame Daurel blieb vor dem Postamt stehen. Ihre rechte Hand hob das Kleid ein wenig hoch, dann fuhr sie in den Muff, den sie mit der linken Hand festhielt. Sie stieß einen Schrei der Ueberraschung aus; das kleine Portefeuille, das sie in ihren Muff gesteckt, war verschwunden.

Herr Chruinot war eine Kanaille! Allerdings war es ihm im Leben nicht besonders gut gegangen. Wiederholt hatte er geglaubt, in verschiedenen Operationen Glück zu haben, doch jedesmal, wenn er gedacht, das Ziel erreicht zu haben, war etwas dazwischen gekommen. Das „Etwas“ war die Justiz. Die Klienten, die er zu düpierten geglaubt, hatten sich beim Gericht beklagt und das Gericht hatte Untersuchungen eingeleitet, in deren Verlauf Herr Chruinot den Polizeikommissär, das Justizpolizeigericht und das Gefängnis von Mazas kennen lernte. Glücklicherweise hatte die Sache bis dahin keine bösen Folgen für ihn gehabt; das war schon etwas. Doch er mußte die ihm anvertrauten Gelder, die für Rechnung eines Dritten eintreffenden Summen, zurückgeben, die er — ach, so gern! — für sich behalten hätte. Kurz, das einzige, was er bis dahin bei Seite gelegt hatte, waren die Gewissensbisse.

An jenem Tage ging er hinter Madame Daurel her. Plötzlich sieht er, daß sie einen Gegenstand auf das Trottoir fallen läßt. Er will sie anrufen, sie auf den Gegenstand aufmerksam machen, als ihm plötzlich ein Gedanke durch den Kopf geht: „Man muß bei ersten Eingebungen stets misstrauen!“ sagte er sich.

Niemand ging in diesem Augenblick vorüber, warum sollte er sich also den verlorenen Gegenstand nicht aneignen? Vielleicht lohnt es sich der Mühe! Herr Chruinot öffnete das Portefeuille. Denn es war ein Portefeuille, das Madame Daurel eben verloren, ein kleines, niedliches Portefeuille, auf dem ihr Namenszug in Silber eingraviert war; das selbe enthielt eine Banknote im Werte von 50 Francs, einige Stücker Papier und einen Brief im Kuvert, der augenscheinlich eben in den Postkasten geworfen werden sollte. Schnell durchsah Herr Chruinot die Papierstücker. Es waren oft durchgesehene Brieffragmente und trugen alle dieselbe Unterschrift: „Henri Préjailles!“

„Sieh! sieh!“ sagte sich Herr Chruinot und zog jetzt einige Visitenkarten heraus, die auf Madame André Daurel lauteten. Diese Madame André hat einen Freund, Herrn Henri von Préjailles. Ein ganz famos Geschäft! sagte sich Herr Chruinot. Ohne die geringsten Bedenken öffnete er den verschlossenen Brief und las: „Mein Geliebter! Wir werden uns morgen sehen. Mein Mann reist nach Antwerpen und wird dort zwei Tage bleiben. Wir werden zusammen frühstücken. Welch herrlichen Tag werden wir erleben!“ So ging der Brief weiter. „Bleibt nur noch in Erfahrung zu bringen, ob Madame André Daurel reich ist. In jedem Falle genügt es mir, daß ihr Freund es ist; Henri von Préjailles, das klingt gut.“ Uebrigens konnte er sich ja bald erkundigen. Während er so mit sich selbst sprach, folgte er Madame Daurel noch immer. Als er sah, daß sie beim Postamt stehen blieb, blieb er ebenfalls stehen. Das war der entscheidende Moment.

„Sie wird ihren Brief in den Kasten werfen wollen und bemerken, daß sie ihr Portefeuille verloren hat,“ monologisierte Herr Chruinot von Neuem. „Ich werde mich ihr nun nähern und sie in sehr höflichem Tone bitten, in meine Wohnung zu kommen; wenn sie über den verschwundenen Gegenstand etwas erfahren will, dann werde ich ihr meine Bedingungen stellen.“

durchwühlt und würde es ihr jedenfalls nur gegen gute Belohnung zurückgeben. Madame Daurel sagte die Sachlage klar in ihr Auge und sagte sich: „Es gilt kein Zögern; ich muß diesen Mann auffuchen.“ Und sie suchte ihn auf!

Herr Chruinot erwartete sie. „Hier ist Ihr Portefeuille, Madame“, sagte er und reichte ihr den Gegenstand, den er vor einiger Zeit auf dem Trottoir aufgehoben. Madame Daurel wollte ihm in warmen Worten danken, doch er ließ ihre keine Zeit dazu. „Ich gebe Ihnen Ihr Portefeuille zurück, doch die Ehrlichkeit zwingt mich, Ihnen zu gestehen, daß es nicht unberührt in Ihre Hände zurückkehrt. Es enthält allerdings noch einen Fünfundzwanzig-Francs-Schein, denn das Geld ist geblieben. Sie werden auch Ihre Visitenkarten darin vorfinden, doch ich habe mir gedacht, daß es von Ihrer Seite unvorsichtig war, Ihre Briefe darin aufzubewahren. Eine Indiskretion wird so leicht begangen. Daher werde ich mir erlauben, dieselben zu behalten.“

Madame Daurel verstand. Der Agent hatte ihr eine Falle gestellt. „Ich könnte mich zu dem Polizeikommissär begeben, der Sie zwingen würde, mir die Briefe zurückzugeben, die Sie behalten wollen.“

„Und ich könnte dem Polizeikommissär sagen, daß ich gar nichts gefunden habe, daß ich nicht weiß, von welchem Portefeuille Sie sprechen, daß Herr Chruinot über jeden Argwohn erhaben dasieht.“

„Aber weshalb wollen Sie denn die Briefe behalten? Sie interessieren Sie doch gar nicht und ich verfiere Sie...“

„Nichts da! Solche Briefe, Madame, sind sehr nett...“ Herr Henri von Préjailles schreibt ganz allerliebst, und was Ihren Stil anbelangt, Madame, so ist er entzückend.“

Madame Daurel erröthete. Ihr Gewissensbisse waren belohnt. Sie fühlte sich diesem Glenden auf Gnade und Ungnade anheimgegeben. „Sie wissen wohl, Madame“, fuhr Herr Chruinot fort, „daß jede Person, die einen gefundenen Gegenstand wiederbringt, Anspruch auf eine Belohnung hat?“

„Ich bin bereit, sie Ihnen zu geben, mein Herr!“

„Einverstanden. Doch es giebt Belohnung und Belohnung. Ich glaube, die Korrespondenz des Herrn von Préjailles und der Madame André Daurel hat einen sehr hohen Preis.“

„Ich werde Ihnen folgen, mein Herr; doch merken Sie sich eins: Ihre Briefe sind an sicherem Ort, keine Gewalt wird mich zwingen, sie Ihnen zurückzugeben, was auch geschehen mag. Herr Daurel soll erfahren...“

„Ganz recht. Inzwischen gehen Sie, bitte, voran. Und kein Wort, oder ich schicke Sie nieder.“

Unten wartete ein Wagen. Herr Chruinot stieg hinein und Henri von Préjailles nahm an seiner Seite Platz. „Rutscher, Rue Rembrandt No. 34. Wir fahren zu Herrn André Daurel.“ Herr Chruinot zitterte; doch er sprach kein Wort.

Der Wagen hielt an der angegebenen Wohnung. Nun sagte Henri von Préjailles zu seinem Begleiter, indem er den Wagenschlag öffnete: „Mein Herr, Sie können absteigen. Der Augenblick, Ihre Drohung zur Ausführung zu bringen, ist gekommen. Bringen Sie meine Briefe Herrn André Daurel.“

Herr Chruinot glaubte seinen Ohren nicht zu trauen. Was ging denn nur vor? Vor der Thür stand ein Diener im schwarzen Frack und weißer Krabatte. Herr Chruinot trat auf ihn zu und fragte: „Herr André Daurel zu sprechen?“

„Wie!“ sagte der Diener, „Sie wissen nicht?“

„Was denn?“

„Herr André Daurel ist heute Nachmittag gestorben.“

Herr Chruinot blieb verblüfft stehen und murmelte vor sich hin: „Ich habe wirklich kein Glück!“

Er wollte sich eben entfernen, als Henri von Préjailles aus dem Wagen stieg und ihn zurückhielt. „Sie sehen“, sagte er zu ihm, „das Schicksal unternimmt es manchmal, Kanailles Ihrer Art ihre Strafe zu bereiten. Madame Daurel hat mir eben Ihren abwechselnden Erpressungsversuch mitgeteilt; ich hatte ihr gerade nach Hause zu gehen, und meine Ansicht war, Sie um jeden Preis zu hindern, die Drohung, vor der Madame Daurel zitterte, zur Ausführung zu bringen; ich wollte Sie daher eben aufsuchen, als mir ein Bilet Ihres Opfers mittheilte, daß sie nichts mehr von Ihnen zu fürchten hätte; ihr Mann war von einem Schlaganfall getroffen worden und nach wenigen Minuten gestorben, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben. Ihr Plan hatte keinen Werth mehr und ich habe Sie aufgesucht, um Sie davon zu überzeugen.“

Kaffeeaffe. In einem Papierstück lag noch etwas dabei. Es mußte eine hochwichtige Sache sein. Denn als sie, während sie in der Kasse las, die Kaffeetafel umstülzte, griff sie zuerst nach diesem Päckchen, dann erst nach dem Manuskript:

„Ja — ach, mein schöner Apfelfuchen!“

„Siehste, siehste, warum siehste Dich nicht vor! Det is Dir ganz recht!“ meinte der Inspeizient. „Aber des kommt davon, wenn man teen kaltes Blut hat. Des muß ja immer alles mit'n mal einschlagen.“

„Nu laß mal das Mädchen in Ruhe!“ mächste sich Frau Kunow hinein. „Willst sie wohl wieder ganz verwirren? Wie weit haste! denn gebracht mit Dein kaltes Blut?“

„Minna!“ Es klang wie der Aufschrei eines gereizten und verletzten, tief getränkten Wesens. „Minna — ich — ich — kannte mir 'n Vorwurf machen? Habe ich nicht immer alles gethan, was in meinen Kräften stand? Habe ich nicht bei allen Schicksalschlägen, die uns nicht erspart blieben, immer das kalte Blut bewahrt? Habe ich — habe ich —“

Er hatte sich in Hitze geredet. Die Hände in den Hosentaschen, stand er vor ihr und sah sie herausfordernd an. Sie ließ sich nicht köden, hielt den Unterrock gegen das Licht und sagte begütigend: „Ja, ja, Du hast!“

„Jawohl, habe ich auch!“ meinte er drohend. „Habe ich auch!“

Er hätte wahrscheinlich noch mehr gesagt, wäre er nicht unterbrochen worden. Die Thürhür wurde aufgerissen und drei Mädchen kamen herein, stolpernd und sich stoßend. Das größte der Mädchen lehnte sich über den Tisch, strich seine nassen Haare zurück und schrie: „So, Trude hat wieder Apfelfuchen! Na ja, davon sollen wir ja nicht wissen. Ja, wir haben bloß 'ne trodne Schrippe gehabt!“

Trude breitete schüßend den Arm vor ihren Rücken und sah sie mit der verächtlichen Miene des Besessenen an. „Ich will was abhaben!“ beharrte die Schwester, mit dem Fuß aufstampfend. „Ne, nu grade nicht! Wenn Du hübsch gebeten häst! — nu aber grade nicht; weil du so frech bist!“

„Die Schwester gurgelte weiterlich.“

von! Wobon?! — Das mußt Du doch am besten wissen, daß dazu Geld gehört!“

„Ja, und daß teins da ist, weiß ich auch.“

Die Kinder ließen sinnend und niedergeschlagen die Köpfe hängen. Der Vater ging brummend und ärgerlich stöhnend auf und ab, die weinende Trude zärtlich über den Kopf streichend.

„Ja, da hilft es nicht“, unterbrach Frau Kunow die Ruhe, „da muß eben die Broche genommen werden.“

Jetzt fuhr aber die älteste der Schwestern los: „Ja, ja, das fehlt noch, nu auch meine Broche! Meine Ringe sind schon weg und das Armband von Doretors auch, und die Kette und die Nadeln und, und...“ Sie meinte trampfhaft.

Ihre Mutter hielt ihr vor, daß die Sachen der andern doch auch schon verpfändet seien. Daß sogar der Selbstenstoff zu Trudes neuem Kleid, den sie von Frau Pahl bekommen habe, so lange schon bei der Schneiderin sei, die ihn immer noch nicht bearbeitet hätte; am Ersten würde doch alles wiedergeholt.

„Ja, um gleich wieder hingebracht zu werden, weil die Gage für die verpfändeten Sachen verbraucht worden ist“, sagte das Kind.

„Na, weißt Du was? Wenn Trude auf ihr heutiges Spiel engagirt wird, sollst Du neue Schuhe haben.“

„A — h!“

Die Aussicht auf die neuen Schuhe beruhigte das Mädchen einigermaßen. Der Vater wurde abgeschickt, die Broche in Geld umzusetzen und gleich einen Kranz zu kaufen. Trude ging nach dem Theater, um sich dort zeitig anzustellen. Als ihr die Koden gebrannt worden waren, fragte sie, ob der Vater denn noch nicht da sei. Die Garderobenfrau antwortete ihr: „Nein.“ Dabei leate sie die Röde und das Nieder zurecht und eilt: hinaus, um andere Schauspielerinnen zu bedienen.

„Ne — diese Töne, diese Töne!“

„Diese echten Töne!“ riefte der Regisseur. „Wie 'ne Erwachsene! Die müssen wir uns merken! So was ist 'n Vermögen! Das ist Seltenheit! Seltenheit!“

Papa Kunow staunte ihn an. Die Begeisterung schien sich auf ihn zu übertragen. Die trodne Hige hinter den Coullissen, die mit Phantasie und Hoffnungen, Wünschen und Sehnsucht geschwängerte Theaterluft umnebelte ihn.

Plötzlich suchte er mit unruhigen Augen etwas zwischen dem Kram der hinteren Bühne — und dann stürzte er sich auf einen Kieferntranz zu, der sauber auf einem Rubelbett lag.

Hastig drängte er sich nach der Schauspielerloge, die neben der Bühne lag. Unsicher, doch königliche Würde martirend, schritt er vorwärts. Der Regisseur stand immer noch an seinem Gucluch. Da schredte er empör.

Papa Kunow streckte seiner Tochter über die Brustung der Loge den Kranz hinauf. Sie hatte ihrer Rolle gemäß vor einer alten Dame niederknien. Halb auf der Erde, halb stehend, erfaßte sie das Entsetzen über die That ihres Vaters. Sie verbarste in ihrer Stellung. Die Sprache versagte ihr.

Da stieß die Partnerin einen leisen Schrei aus. Das Publikum spürte, daß da oben nicht alles in Ordnung war. Es wurde unruhig. Der Regisseur toote schon hinter den Coullissen: „Vorhang runter! Vorhang runter!“

Einen Augenblick war die Schauspielerin noch sprachlos und verwirrt. Dann aber riß sie Papa Kunow den Kranz aus der Hand und brühte ihn Trude auf die stehend erhobenen Hände.

Da tauschte auch schon der Vorhang herunter. Die Zuschauer jubelten über die gelungene Schlusscene. Sie glaubten, das verstörte Gesicht der jungen Schauspielerin und die Zwischenfälle gehörten zum Stück.

Hinter dem Vorhang aber war ein lautes Durcheinander. Der Regisseur schrie: „Na ja, da hat der Kunow mal wieder einen eigenen Gedanken gehabt!“

Kaltes Blut.

Aus dem Leben eines Theaterfindes von Hans Ostwald.

„Kaltes Blut, Kinder; kaltes Blut! Das ist die Hauptsache. Habe ich Euch nicht immer gesagt, das ist die Hauptsache? Kaltes Blut ersetzt Talent; ach, was sage ich, das ersetzt Genie. Was nützt das Genie, wenn ihm das kalte Blut fehlt? Dann stehen die Herrschaften vor der Rampe und alles geht topfüber, topfunter. Ne, ne, ne, kaltes Blut ist die Hauptsache. Meinst Du nicht auch, Frau?“ fragte der Inspeizient Kunow.

„Ja, ja!“ antwortete die Frau, halb unwillig, halb beifällig. Ohne aufzusehen, stufte sie weiter an dem weissen Unterrock, den sie ab und zu gegen das Fenster hielt, um sehen zu können, ob die Löcher endlich ausgefüllt wären.

Er wandte sich befriedigt und ging mit großen Schritten nach dem Sopha, auf dessen hügeligen Höhen seine älteste Tochter Trude saß, vor sich eine aufgeschlagene Rolle und neben dieser eine

„Aber ich weiß auch garnicht, was Du hast!“ schrie der Inspeizient seine Frau an. „Wenn es nicht ohne Kranz geht, geht es eben nicht. Gewiß, Trudchen, gewiß, Du sollst einen Kranz haben. Das wäre ja auch noch schöner. Wogu hast Du denn auch Deine Eltern, als daß sie für Dich sorgen? Du sollst mal sagen können, ja, meine Eltern haben alles für mich gethan; ihnen verdanke ich, was ich bin... Ja, ja, ja, nur, Du sollst einen Kranz haben. Einen ganz großen mit einer meterlangen Schleiße.“

Trudchen, die sich die Thränen am Tischfuß abwischte, schluchzte wieder auf, als die Mutter sagte: „Na, meinetwegen trügst sie einen Kranz. Aber wobon wollt Ihr'n denn kaufen?“ Der Inspeizient wurde erregt: „Wo-

Wie die Würdenträger der dritten Republik trühen. — Herr Louvet, der gemächlich in seinem breiten Wagen sitzt und getreu die Bourgeoisüberlieferung beobachtet, seine Gattin zur Linken und nicht zur Rechten, grüßt ziemlich gemessen, ohne den Rumpf vorzubiegen, indem er den Schilder genau in der Mitte ansieht und ihn so über dem Haupte läßt. Er wartet auf die Begrüßungen und Zurufe, ohne sich irgendwie die Mühe zu geben, sie anzunehmen. Er erwidert aber alle, den hundertsten Gruß ebenso gewissenhaft, als den tausendsten — Paul Deschand hat die Gewohnheit angenommen, seinen Wagen dem des Präsidenten der Republik in hundert Schritt Entfernung folgen zu lassen. Daher heisst er die Hochrufe aller Decker ein, die gern rufen möchten: „Wieder mit irgend Etwas!“, aber nicht den Muth dazu haben. Es sind das die Gleichen, die im vorigen Jahre den Vorreiter Monjarret anzujubeln pflegten. Der lebenswürdige Parlamentarier Petronius hat die Nachfolgerchaft des Vorreiters übernommen. Für einen Ruf, der erschallt, dankt er mit drei Grüßen, einem nach rechts, einem nach links und einem gerade vor sich hin. Die Bewegungen dabei sind sehr grazios und wohlwollend. Der Rumpf neigt sich um 32 bis 33 Grad, die behandschulte Rechte faßt den Hut mit einem Zug und läßt ihn einen wohl abgegritelten Halbkreis beschreiben. Das dauert von der Abfahrt bis zur Ankunft. „Eins, zwei, drei!...“ Eins, zwei, drei!“... Die elegante junge Frau Deschand, die ihr Gatte an seine Rechte legt, macht sichtlich Anstrengungen, Nichts zu sehen und Nichts zu hören. Sie hat ihr Ceremoniell ganz intuitus. Sie hat also auch nicht den Spatzvogel gehört, der am Grand-Pris Sonntag an der Casidde „Mise le Dauphin!“ rief, als Herr Deschand vorüberfuhr. Die Minister grüßen auch... wenn man ihnen Gelegenheit dazu giebt. General André vergrüßt manchmal, seinen Schilder zu lästern. Herr Delcassé, läßt es an Grazie fehlen, Herr de Lanessan grüßt nach links, Herr Monis nach rechts, Herr Millerand überhaupt nicht.